

**Ein Frosch am Grunde eines Brunnens weiß nichts über die Weiten des Ozeans.**

Ich stehe an einem Brunnen. Das alte Gemäuer reicht mir bis zur Hüfte, ein Ring aus sonnengebleichtem Stein. Er wirkt so verloren inmitten des Marktplatzes, wie ein einsamer Baumstumpf auf einer weiten Lichtung. Sein Rand ist ganz glatt von den zahllosen Berührungen der Menschen, die in die Tiefen seines Schlundes spähen. Ein eisernes Gitter trennt die Oberwelt vom Abgrund, eine Schutzvorkehrung, da der Brunnen seinen ursprünglichen Zweck schon lange verloren hat. Was bleibt ist eine Erinnerung, ein Denkmal. Mein Blick wandert durch die Maschen des Gitters und folgt den Strahlen der Sonne, die in den Schatten des Abgrunds stochern und Einblicke in die verborgene Welt am Grund des Brunnens gewähren. Der Schacht ist kaum lang genug um diesem Bild gerecht zu werden, aber dennoch scheint mir die Tiefe abgeschnitten vom Rest des Seins, unerreichbar, ein Ort gebunden an seine Grenzen. Wie bei einer Schneekugel, oder der Welt im Inneren einer Seifenblase.

Seichtes Wasser spiegelt in dieser Brunnenwelt das Blau des Himmels. An den Rändern sprießen Farne, die mit ihren Blättern die Innenwände ertasten und die Bahnen der Fugen und Risse nachzeichnen, die sich über Jahrhunderte in den Stein gegraben haben. Dunkles Moos gedeiht in der Feuchtigkeit, erklimmt die schartigen Grenzen und nascht vom Widerhall der Klänge, die durch die Stille tanzen; Das Plätschern von Tau, der von Grashalmen tropft. Die kaum hörbaren Flügelschläge geisterhafter Tierchen in der Leere. Mein Atem, der die Kleeblätter zum Rascheln bringt. Unscheinbare Laute, so bedeutungsschwer im endlichen Kreis des Brunnens.

Zwischen Kieselsteinen im Wasser schimmern Münzen, deren goldene und silberne Blicke auf einem Treibholzsplitter ruhen, der aus ihrer Mitte ragt. Darauf kauert bewegungslos ein kleiner grüner Frosch. Seine Augen sind starr nach oben gerichtet, hinauf zu mir, und ich frage mich: Was sieht er? Treffen sich unsere Blicke? Oder bin ich nur eine vorüberziehende Erscheinung, ein wiederkehrendes Phänomen, das nach dem tausendsten Mal keine Bedeutung mehr trägt. Betrachtet er einfach nur das Blau des Himmels? Träumt er vom Ozean? Was weiß der Frosch von der Welt außerhalb des Brunnens?

Die Hellzeit ist fast vorbei. Du hast es schon oft erlebt, so oft. Du spürst den Bogen, den Lauf, aber dafür hast du keine Worte. Bedauern bleibt haltlos. Vergeht. Du fühlst die

Wärme, wie sie deinen kleinen Körper streichelt, das Prickeln auf der Haut. Du genießt es. Bald kommt Trübzeit, dann Finsterzeit, und du schläfst unter dem Weichraschelgrün nahe dem klaffenden Unweg. Doch jetzt bleibst du still, bleibst regungslos am höchsten Punkt des Rauhohlthrons, wo die Goldfälle am längsten schweben. Unter dir schimmert das Wandelnass, so still, dass dein Blick es kaum durchdringt. Wenn die Trübzeit kommt und die Fernsteine aufhören zu glühen, wirst du springen und in die stille Welt tauchen, die sich unter dem Glanz verbirgt.

Du hebst den Kopf und betrachtest das andere Wandelnass. Einer der Schemen treibt am Rund, regungslos, wie du. Manchmal bringen sie Fernsteine, aber das letzte Mal ist schon lange her. Du erinnerst dich kaum. Bei Fallgrau fließt das Nass aus ihrer Welt in deine und du fragst dich, wie tief sie reicht. Du denkst an die Laute, die von dort zu dir vordringen, die Grellgleißer zwischen den Tropfen, die süßen Düfte. Manchmal träumst du von dieser Welt. Du tauchst durch eine Leere ohne Rund und siehst die wahre Gestalt der Dinge, mit deren Widerhall du so vertraut bist. Doch jedes Mal bist du haltlos. Dann windest du dich mit aller Kraft und gehst am Ende doch verloren in der Weite.

So bleibst du still und betrachtest die Farben aus der Ferne.

Ein Mensch steht an einem Brunnen. Er blickt in die Tiefe und beobachtet einen kleinen Frosch, der sich im hellen Licht sonnt, das nur spärlich bis zu ihm vordringt. Der Himmel ist wolkenlos, die brütende Hitze lässt die Luft flimmern. Zur Mittagszeit meiden die meisten das glühende Pflaster des alten Marktplatzes und nehmen stattdessen den langen Weg entlang seines Randes, wo die Backsteinhäuser und Markisen ihre Schatten werfen. Aus den Mündern der Gassen hallen Worte in vielen verschiedenen Sprachen und die Düfte von Speisen unterschiedlichster Nationen vermengen sich mit den Ausdünstungen der Maschinen, die auf den breiten Straßen ihren Treibstoff verbrennen.

Vor langer Zeit gab es nur ein Dorf. Einige Menschen. Einen Brunnen. Jetzt erstreckt sich eine Stadt über das gesamte Tal, bis hin zu den gewaltigen Gebirgszügen, die wie steile Wände ringsum aufragen. Der Mensch am Brunnen hat seine Heimat noch nie verlassen. Er kennt die Welt jenseits der Berge nur aus Erzählungen, die ihm so vertraut sind, als wäre er selbst an jenen fernen Orten gewesen, hätte alles mit eigenen Augen gesehen. Die Geschichten sickern zu ihm herab und bringen weite Bilder, fremde Klänge, neue Ideen. Und manchmal blickt er zum Himmel auf und träumt von den Weiten des Ozeans.